

(Nachdruck verboten.)

17]

Auferziehung.

Roman von Leo Tolstoj.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Die Fürstin Wassiljewna hatte ihr sehr kompliziertes und sehr nahrhaftes Mittagmahl, das sie stets allein einnahm, damit niemand sie bei dieser prosaischen Beschäftigung sähe, beendet. Neben ihrem Schlassofa stand ein kleiner Tisch mit Kaffee; sie rauchte eine kleine Cigarette. Die Fürstin Sofja Wassiljewna war eine magere, lange, immer noch jugendliche Brünnette mit langen Zähnen und großen, schwarzen Augen.

Man erzählte sich Skandalgeschichten über ihr Verhältnis zum Doktor. Nechjudow hatte früher nicht daran gedacht. Heute aber fiel ihm nicht nur alles das wieder ein, sondern als er neben ihrem Sessel den Doktor mit seinem geölten, glänzenden, in der Mitte geteilten Bart sah, wurde ihm schrecklich widerwärtig zu Mute.

Neben Sofja Wassiljewna saß Kolossow auf einem niedrigen, weichen Sessel an dem kleinen Tisch und rührte seinen Kaffee um. Auf dem Tischchen stand ein kleines Glas mit Liqueur.

Missi trat zusammen mit Nechjudow zur Mutter, blieb aber nicht im Zimmer.

„Wenn Mama müde wird und Sie vertreibt, kommen Sie zu mir,“ sagte sie, an Nechjudow gewandt, in solchem Ton, als wenn nichts zwischen ihnen vorgefallen wäre, und ging fröhlich lächelnd mit unhörbaren Schritten auf dem dicken Teppich aus dem Zimmer.

„Nun, guten Tag, mein Freund, setzen Sie sich und erzählen Sie,“ sagte die Fürstin Sofja Wassiljewna mit ihrem geschickt verstellten, einem natürlichen ganz ähnlichen Lächeln und entblöhte ihre schönen, langen Zähne, die außerordentlich geschickt gemacht waren, so daß sie ansahen wie wirkliche Zähne. „Man sagt mir, Sie seien in sehr feiner Stimmung aus dem Bericht gekommen. Ich denke mir das für Leute, die ein Herz haben, sehr schwer,“ sagte sie auf französisch.

„Ja, das ist richtig,“ sagte Nechjudow; „man fühlt oft sein eignes Un . . . — man fühlt, daß man kein Recht hat, zu urteilen.“

„Wie ist das doch wahr!“ rief sie, von der Wichtigkeit seiner Bemerkung gleichsam überwältigt und gleichzeitig ihrem Partner wie immer geschickt schmeichelnd.

„Aber was macht denn Ihr Gemälde, es interessiert mich sehr,“ fügte sie hinzu, „wenn meine Schwäche nicht wäre, hätte ich Sie schon längst einmal aufgesucht.“

„Ja habe es ganz liegen lassen,“ antwortete Nechjudow trocken, denn heute die Unaufrichtigkeit ihrer Schmeichelei ebenso auffiel, wie ihr verheimlichtes Alter. Er konnte sich auf keine Weise auf einen lebenswürdigen Ton stimmen.

„Das ist unrecht! Sie wissen, Njajin selbst hat mir gesagt, daß er entschieden Talent besitzt,“ sagte sie an Kolossow gewandt.

„Wie mag sie mir so unverschämt lügen,“ dachte Nechjudow und runzelte die Stirn.

Ueberzeugt, daß Nechjudow nicht bei Stimmung sei, und man ihn in eine angenehme, verständige Unterhaltung nicht verfechten könne, wandte Sofja Wassiljewna sich an Kolossow mit der Frage nach seiner Meinung über ein neues Drama. Sie that diese Frage aber in einem Ton, als wenn diese Meinung Kolossows jeglichen Zweifel entscheiden müßte und als wenn jedes Wort dieser Meinung für alle Ewigkeit Gültigkeit haben müßte. Kolossow verurteilte das Drama und gab bei dieser Gelegenheit sein Urteil über die Kunst zum besten. Die Fürstin Sofja Wassiljewna war frappiert über die Wichtigkeit seines Urteils, versuchte den Verfasser des Dramas zu verteidigen, aber ergab sich alsbald oder schloß einen Kompromiß mit Kolossow. Nechjudow sah und hörte, aber sah und hörte gar nicht das, was vor ihm stattfand.

Beim Anhören bald Sofja Wassiljewnas, bald Kolossows sah Nechjudow erstens, daß weder Sofja Wassiljewna, noch

Kolossow weder mit dem Drama, noch miteinander irgend etwas zu thun hatten, sondern daß, wenn sie sprachen, es nur zur Befriedigung des körperlichen Bedürfnisses, nach dem Essen die Zungen und Halsmuskeln zu bewegen, geschähe.

Zweitens sah er, daß Kolossow nach dem Trinken von Branntwein, Wein, Liqueur etwas berauscht war, nicht so berauscht, wie selten trinkende Bauern zu sein pflegen, sondern die Leute, denen das Trinken zur Gewohnheit geworden ist. Er taumelte nicht, sprach keine Dummheiten, aber war in anormalem, erregt-zufriedenem Zustande.

Drittens sah Nechjudow, daß die Fürstin während des Gesprächs unruhig nach dem Fenster blickte, durch welches ein schräger Sonnenstrahl sich bis zu ihr hinzustehlen begann, der ihr Alter allzu grell beleuchten konnte.

„Wie ist das wahr!“ sagte sie auf irgend eine Bemerkung Kolossows und drückte auf den Knopf der Glocke neben dem Schlassofa.

In diesem Augenblick stand der Doktor auf und ging als Hausangehöriger, ohne ein Wort zu sagen, aus dem Zimmer. Sofja Wassiljewna begleitete ihn mit den Augen und führte dabei die Unterhaltung fort.

„Bitte, Philipp, lassen Sie den Vorhang herunter,“ sagte sie, mit den Augen auf einen Fenstervorhang deutend, als auf ihr Klingeln der hübsche Lakai eintrat.

„Nein, was Sie auch sagen mögen, in ihm steckt etwas Mystisches, und ohne Mysticismus giebt es keine Poesie,“ sagte sie und folgte mit einem ihrer schwarzen Augen ärgerlich den Bewegungen des Lakaien, der den Vorhang am Fenster herunterließ.

„Mysticismus ohne Poesie ist — Aberglaube, und Poesie ohne Mysticismus — Prosa,“ sagte sie mit unglücklichem Lächeln und wandte dabei den Blick nicht vom Lakai, der den Vorhang zurechtzog.

„Philipp, Sie sollen nicht den Vorhang . . . am großen Fenster,“ sagte Sofja Wassiljewna im Wärtrektor und fühlte augenscheinlich mit sich selbst Mitleid wegen der Anstrengung, die ihr diese Worte kosteten. Dann hob sie zur Veruhigung die duftende, qualmende Cigarette mit der ringbedeckten Hand an den Mund.

Der breitschultrige, mustulöse, hübsche Philipp verbeugte sich leicht, wie zur Entschuldigung, und schritt, mit seinen kräftigen Beinen mit vorstehenden Waden auf dem Teppich weich auftretend, ergeben und schweigend zum andern Fenster. Hier angelangt, schaute er angestrengt auf die Fürstin und begann den Vorhang so auszurecken, daß nicht ein Strahl mehr auf sie zu fallen wagte. Aber auch da machte er es nicht richtig, und wieder mußte die arme Sofja Wassiljewna ihre Rede über den Mysticismus unterbrechen und den ungelehrigen, sie unbarmherzig beunruhigenden Philipp korrigieren. Einen Augenblick flammte in Philipps Augen böses Feuer auf.

„Der Teufel soll dich holen, was willst du eigentlich! sagt er wahrscheinlich in seinem Innern“, dachte Nechjudow, der dieses ganze Spiel beobachtet hatte. Aber der hübsche, kräftige Philipp verbarg sofort eine ungeduldige Bewegung und begann ruhig das zu thun, was ihm die ausgemerkelte, entkräftete, durch und durch unnatürliche Fürstin Sofja Wassiljewna befohl.

„Versteht sich, in Darwins Lehre liegt sehr viel Wahres,“ sagte Kolossow bei seiner Rückkehr, streckte sich in einem niedrigen Sessel aus und schaute mit schläfrigen Augen die Fürstin Sofja Wassiljewna an, „aber er überschreitet das Maß — ja.“

„Glauben Sie denn an Vererbung?“ fragte die Fürstin Sofja Wassiljewna Nechjudow, da sie sich durch sein Schweigen bedrückt fühlte.

„An Vererbung?“ wiederholte Nechjudow die Frage. „Nein, ich glaube nicht daran,“ sagte er, in diesem Augenblick ganz von sonderbaren Bildern in Anspruch genommen, die aus irgend einem Grund in seiner Vorstellung erschienen. Neben dem starken, hübschen Philipp, der ihm wie ein Modell vorkam, stellte er sich Kolossow nackt, mit seinem Nüchternbauch, dem Kahlkopf und wie Peitschenschnüre schlaffen Armen ohne Muskeln vor. Ebenso traten ihm die jetzt mit Sammet und Seide bedeckten Schultern Sofja Wassiljewnas, so wie sie sein mußten, undeutlich vor die

Augen; aber diese Erscheinung war zu schrecklich; er bemühte sich, sie zu vertreiben.

Soffja Wassiljewna maß ihn mit den Augen.

„Aber Missi erwartet Sie,“ sagte die Fürstin. „Gehen Sie zu ihr, sie erwartet ein neues Stück von Schumann mit Ihnen spielen . . . Sehr interessant.“

„Gar nichts wollte sie spielen. Alles das lügt sie in irgend einer Absicht,“ dachte Nechjudow. Damit stand er auf und drückte Soffja Wassiljewna die durchsichtige, knöcherne, mit Ringen bedeckte Hand.

Im Gastzimmer kam ihm Zekaterina Alexejewna entgegen und begann sofort:

„Ich sehe, daß die Obliegenheiten eines Geschwornen niederdrückend auf Sie wirken,“ sagte sie, wie immer französisch.

„Ja, verzeihen Sie, ich bin heute nicht bei Laune und habe kein Recht, andern Trübsinn zu verursachen,“ antwortete Nechjudow.

„Warum sind Sie denn nicht bei Laune?“

„Erlauben Sie mir, darüber nicht zu reden,“ sagte er und suchte seinen Gut heraus.

„Aber wissen Sie noch, wie Sie sagten, man müsse stets die Wahrheit aussprechen, und wie Sie uns allen damals solch grausame Wahrheiten sagten. Warum wollen Sie sie jetzt nicht sagen? Weißt Du noch, Missi?“ wandte sie sich an die zu ihnen herausgetretene Missi.

„Deshalb, weil es ein Scherz war,“ erwiderte Nechjudow ernst.

„Im Scherz kann man das wohl thun, aber in Wirklichkeit sind wir so schlecht, das heißt, ich bin so schlecht, daß ich wenigstens nicht die Wahrheit sagen darf.“

„Rechtfertigen Sie sich nicht, sondern sagen Sie uns lieber, weshalb wir so schlecht sind,“ spielte Katerina Alexejewna mit Worten und that, als bemerke sie den Ernst Nechjudows nicht.

„Rein, nichts ist schlimmer, als sich nicht bei Laune erklären,“ ließ Missi fallen. „Ich gestehe mir das nie ein und bin deshalb immer gut gelaunt. Ach was, kommen Sie zu mir. Wir werden uns schon Mühe geben, Ihre üble Laune zu vertreiben.“

Nechjudow hatte ein Gefühl, ähnlich dem, welches ein Pferd haben muß, wenn man es streichelt, um ihm den Zaum anzulegen und es einzuspannen. Und es war ihm heute unangenehmer als je, im Gespann zu laufen. Er entschuldigte sich, daß er nach Hause müsse, und begann sich zu verabschieden. Missi hielt seine Hand länger als gewöhnlich fest.

„Denken Sie daran, daß das, was für Sie wichtig ist, auch für Ihre Freunde wichtig ist,“ sagte sie. „Werden Sie morgen kommen?“

„Wohl kaum,“ sagte Nechjudow und empfand dabei Scham, er wußte selbst nicht, seinet- oder ihretwegen. Er wurde rot und ging eiligst hinaus.

„Was ist das nur? Wie mich das neugierig macht!“ sagte Katerina Alexejewna, als Nechjudow fortgegangen war. „Ich erfahre es sicher. Irgend eine affaire d'amour propre: er ist sehr empfänglich, unser Mitja.“

„Eher eine affaire d'amour sale,“ wollte Missi sagen und sagte es doch nicht, sondern schaute mit erloschenem, ganz andrem Blick vor sich hin, als der war, mit dem sie Nechjudow angesehen hatte. Sie teilte sogar der Katerina Alexejewna dieses unfeine Wortspiel nicht mit und sagte nur: „Wir haben alle unsre guten und schlechten Tage.“

„Ob mich auch dieser wirklich hintergeht?“ dachte sie.

„Nach allem, was vorgefallen ist, wäre das sehr schlecht von seiner Seite.“

Wenn Missi hätte erklären sollen, was sie unter den Worten „nach allem, was vorgefallen ist“ verstände, hätte sie nichts Bestimmtes sagen können. Aber dabei wußte sie unzweifelhaft, daß er nicht nur Hoffnung in ihr erweckt, sondern ihr beinahe ein Eheversprechen gegeben hatte. Alles das waren nicht bestimmte Worte, sondern Blicke, Lächeln, Anspielungen, Schweigen. Aber sie hielt ihn trotzdem für den Ihrigen, und es wäre ihr sehr schwer geworden, ihn zu verlieren.

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Schändlich, häßlich; häßlich, schändlich, dachte inzwischen Nechjudow, der zu Fuß durch die bekannten Straßen nach Hause zurückkehrte. Das schwere Gefühl, das ihn in Folge der Unterhaltung mit Missi besaßen, verließ ihn nicht. Er fühlte, daß er formal, wenn man sich so ausdrücken durfte, vor ihr im Rechte war; er hatte ihr nichts gesagt, wodurch er gebunden wäre, hatte ihr keinen Antrag gemacht; aber er fühlte,

daß er sich in Wirklichkeit gebunden und mit ihr verlobt hätte. Und dabei fühlte er heute mit seinem ganzen Wesen, daß er sie nicht heiraten könnte. „Schändlich, häßlich; häßlich, schändlich,“ wiederholte er nicht nur in Bezug auf sein Verhältnis zu Missi, sondern zu allem. „Alles häßlich und schändlich,“ sagte er und betrat seine Haustreppe.

„Ich esse kein Abendbrot,“ sagte er zu Kornei, der zu ihm ins Wohnzimmer trat, wo die Tafel gedeckt war und das Theegegeschirr stand. — „Gehen Sie.“

„Zu Befehl,“ sagte Kornei, ging aber nicht und begann den Tisch abzuräumen. Nechjudow sah Kornei an und verspürte ein häßliches Gefühl gegen ihn. Er wünschte, daß alle ihn in Ruhe ließen, und dabei schien es, als ob jeder ihm zusehete.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der musikalischen Woche.

Auch die musikalischen Osterglocken klingen jahraus jahrein in gewohnter Weise. Klingt es zu anderer, gewöhnlicher Jahreszeit doch manchmal mit neuen Tönen, so darf man sich wohl wundern, daß gerade diese großen jahreszeitlichen Feste so wenig Anregung zu künstlerisch Neuem bieten, daß also die ihnen zu Grunde liegenden Kräfte so wenig schöpferisch sind. Ueber den musikalischen Verlauf dessen, was die päpstliche Kirche zu Rom selber in der Karwoche bietet, ist schon viel geschrieben worden; den Mittelpunkt bildet die von düstern Jeremionien begleitete Singung des aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts stammenden neunstimmigen „Miserere“ von Allegri. Bekannt ist die Erzählung, wie der 14jährige Mozart dieses Stück, dessen Partitur nicht mitgeteilt werden durfte, nach ein- bis zweimaligem Hören genau aus dem Gedächtnis aufschrieb, wonach es veröffentlicht werden konnte; eine Erzählung, die nur veräümt, das Wunderbare dieser Leistung begreiflicher zu machen durch die schwer verneidliche Annahme, daß unser Wunderkind von seinem erzmusikalischen Vater jahrelang im „Musikdiktat“ eingeübt worden sei. In unsern Städten werden der Osterwoche regelmäßige Wiederholungen bekannter Werke von passender Art gewidmet, innerlich wie außerhalb kirchlicher Räume. Von den diesbezüglichen Darbietungen, die uns in Berlin diese Woche brachte, wählten wir als ein Beispiel das Konzert des W. Freundens-ergischen Chors, schon weil es in seinem Programm auch jenes Miserere hatte, dessen ganze Gewaltigkeit und wirksame Einfachheit, neben andren ähnlichen Stücken aus älterer Zeit, um so mehr hervortrat, als das Programm auch neuere Stücke enthielt, die bei aller äußern Rehmlichkeit gerade von jenen Eigenschaften so wenig an sich haben. Unter ihnen war eine Mendelssohnsche Psalmkomposition wohl das Werk, das sich am meisten in Selbständigkeit ergeht; die übrigen neueren Kompositionen zeigten viel mehr die unselbständige Anschließung an das, was von den alten Mustern nachzubilden gelingt; und dieses Gelingen hinwider erschien bei einem Stück von Freundensberg selber noch am größten, bei einem von A. Weder wohl insofern an geringsten, als es am wenigsten von der sonst zu fühlenden Zuneigungskraftigkeit hatte. Daß diese Chorvereinigung ihre Aufgaben wader löste, bedarf kaum einer eigenen Hervorhebung oder — Vermutung. Von letzterer sprechen wir aus einem bestimmten Grund. Zu dem hier benutzten Raum, der Gedächtniskirche, fiel uns diesmal und häufig eine Unreinheit des Klanges auf. Ich möchte nur vermuten, daß dies nicht an Unvollkommenheiten der Aufführung hängt, sondern an einer Eigenartigkeit der sonst jedenfalls guten Musik jenes prächtigen Raums. Seine zahlreichen Wölbungen und Nischen scheinen nämlich gleichsam als Resonatoren zu wirken, die auf einzelne Oberöne in den geringen Klängen verstärkend einwirken und dies in verschiedenen, namentlich in Seitenpartien des Raums verschiedentlich thun. Diese verstärkten Oberöne eines mehrstimmigen Gesangs geraten nun unharmonisch aneinander als „Mischöne“, zumal wenn es sich um einen künstlerischen Tonatz handelt. Jedenfalls muß diese Erscheinung schwächer auftreten, wenn die Sänger in „reiner“ (natürlicher) Stimmung; und stärker, wenn sie in „temperierter“ Stimmung singen; und ich zweifle: ein wenig an dem gewöhnlich angenommenen genaueren Einhalten der reinen Stimmung bei unsren Chören; sind ja doch Specialbestrebungen zu Gunsten dieser Stimmung in Deutschland nicht wie bei den Tonie-Solka-Vereinen in England vorhanden. Es wäre interessant, von einem eigens auf reine Stimmung eingeshaltenen Chor ein Stück singen zu lassen, nachdem man es eben von einem gewöhnlichen Chor gehört hat, und dieses Experiment zweimal anzustellen: einmal in einem gut akustischen Raum mit flacheren Wänden (wie die Singakademie einer ist) und dann in einem ebenso akustischen, nur aber wölbungs- und nischenreichen Raum, wozu natürlich auch derartige Experimente über einzelne Klänge und Akkorde treten müßten.

Der weltliche Teil der Osterwochen-Musik war zum größten Teil von den, nimmere zu Gunsten einer größeren Konzertreihe beendeten populären Konzerten unsrer Philharmoniker ausgefüllt. Man thut gut, immer wieder die Verdienste dieser Konzerte hervorzuheben: vor allem die Verbreitung eines großen Schatzes guter Musik unter ein weites Publikum und die Fügigkeit, mit der dieses Orchester sich in alles findet — sie würden wohl auch, wenn ihnen der Herr rasch ein Stück eigenster Komposition in den Stimmen aufschriebe, es ohne

weiteres ungefähr ebenso herunterspielen, wie sie es mit andren ältesten und neuesten Stücken thun. Man darf aber auch die oft erwähnten Schattenseiten nicht vergessen: das Belassen des Publikums in der Gewöhnung an ein lunterbuntes Regenprogramm, in welchem namentlich die Herausreibungen von Stücken aus R. Wagners Werken ein Kunstfrevel, aber freilich gerade für manche Hörer — in München heißen sie „Kellertwagnerianer“ — eine besondere Zugkraft sind, und dann der ziemlich gleichmäßig pfelegmatistische Ton, mit dem sie, im Verhältnis zu den Höhen ihres Könnens, unter der gewöhnlichen Leitung zu spielen gezwungen sind. So kamen nentlich beispieisweise von Beethovens vierter Sinfonie das Adagio und das Trio recht gestaltlos heraus. Sehr dankenswert war die Wiederholung der vor kurzem neu erivackten Ouverture von Berlioz zu „Rob Roy“: sie gewann beim zweiten Hören.

In der vorigen Woche hatten sich die Philharmoniker auch für das KompositionsKonzert eines Ausländers zur Verfügung gestellt. Einige wenige Auslandsgebiete halten zum Teil mit unsrer deutschen Musik Schritt oder bereichern sie sogar; andre rollen nur eben räumlich auf, was sich bei uns im Zeitenverlauf abgespielt hat, und kommen für uns etwa um 30 Jahre zu spät. Der spanische Kulturboden gehört derzeit kaum auf irgend einem geistigen Gebiet zu den führenden, weder der mütterländische, noch der besiedelte. Industriell oder kommerziell ist von diesem der argentinische Teil auscheinend im Aufschwung, musikalisch ist er es, nach dem Konzert des Herrn Konservatoriumsdirektors Alberto Williams aus Buenos Aires zu urteilen, nicht eben. Es war Epigonemusik; und sie hatte unter der bei uns üblichen Parteinahme für die Musik gegenwärtiger Richtung ebenso zu leiden, wie es zahlreiche Kräfte aus unsrem eignen Land sich müssen gefallen lassen. Gegenüber der Gewöhnung an alle möglichen Verzwidheiten des Komponierens und des Dirigierens hat es ein Mann, der so schlicht und geradehin komponiert und dirigiert, wie A. Williams, ganz besonders schwer. Aber seine „Miniaturen“ für Orchester, eine Gattung, wie sie sonst nur auf dem Klavier häufig gepflegt wird, sind doch trotz manches Bekannten hübsch und als sehr dankbar zu empfehlen. Zwei spanische Lieder waren wegen des fremden Textes schwer zu beurteilen, doch erschien die meist figurenreiche Begleitung als recht gewöhnlich; eine argentinische Volksweise für Orchester erfreute durch die diskrete und sinnige Behandlung. Die genannten Stücke fanden nicht wenig Beifall, im Gegensatz zu zwei Konzertouverturen, die kaum mehr boten, als was ein musikalisch einigermaßen bewandertes Ohr sozusagen von selber weiß. Drei „Oden für Klavier“, vom Konzertgeber in etwas verwischter Weise vorgelesen, zeigten wohl an meisten, daß der Komponist über eine anziehende Oberflächlichkeit nicht recht hinauskommt. — sz.

Ein „Schriftsteller-Jubiläum“.

R. Dertel schreibt unter diesem Titel in der Beilage zur „Münchener Allgemeinen Zeitung“ (18. April 1900):

Herr „Leo Brenner“, Direktor der Manora-Sternwarte in Luffinpiccolo (Quarnero) und seit etwa Jahresfrist Herausgeber einer aus allen möglichen Fachschriften und Tageszeitungen zusammenge-schriebenen „Astronomischen Rundschau“, wird genau am 18. August dieses Jahres sein „35jähriges Schriftsteller-Jubiläum“ feiern. Also verleiht den gläubigen, in mehr als einer Hinsicht bedauernswerten Lesern besagter Rundschau ein den Vermerk „Vertraulich“ tragendes Circular, in welchem Frau „Fanny Manora, Eigentückerin der Manora-Sternwarte“, die „zahlreichen Freunde“ des Herrn „Brenner“ auffordert, sich an dieser wichtigen Feier durch Einsendung von Zuschriften und Geldbeiträgen („auch Briefmarken aller Länder werden angenommen“) zu beteiligen. — Wer ist Herr „Leo Brenner“? Welches sind die Früchte seiner schriftstellerischen Thätigkeit, die eine solche Feier rechtfertigen? so wird sich mancher Leser dieser Beilage verwundert fragen. Lassen wir Herrn Spiridon Gopcevic, dieses ist der wahre Name des Herrn „Direktors“, die obigen Fragen selbst beantworten! Vor uns liegt Heft Nr. 95 von Kürschners Bücherzweig: „Beata. Roman von Spiridon Gopcevic.“ Ueber den Wert dieses litterarischen Produkts wollen wir hier kein Wort verlieren; was es uns interessant macht, ist die ihm vorausgehende, faksimilierte Autobiographie seines Verfassers, die wir zum Ergötzen unsrer Leser im Wortlaut hier wiedergeben. Sie lautet wie folgt: „Ein so bewegtes Leben, wie das meinige, auf zwei Schreibseiten zu schildern, erachte ich als ein Kunststück, das höchstens durch Anwendung des Telegrafensystems zuwege gebracht werden kann. Also! Geboren: 9. Juli 1855 im Palazzo Gopcevic, Canal Grande, Triest. Vater: dort erster Schiffsreeder und Großhändler Oestreichs. Familie: montenegrinisch; von den Venezianern im 17. Jahrh. in den Grafenstand „erhoben“. Studien: öffentliches Gymnasium Mell, Handelsschule Wien, Konservatorium Wien. Privatstudien: Militaria, Maritima, Historisches, Ethnographie, Geographie, Naturwissenschaften, Linguistik (28 Sprachen, von denen ich 13 gelauffig spreche und schreibe). Schriftstellerische Thätigkeit (vom 18. August 1875 bis 18. März 1898): 32 Werke, 2037 Beiträge in 150 Zeitschriften (das anonym oder pseudonym Verfaßte eingerechnet) und zwar: in 9 politischen, 10 militärischen und maritimen, 21 wissenschaftlichen, 24 belletristischen Zeitschriften und 86 Tagesblättern der alten und neuen Welt. In den Jahren 1889 und 1890 auch eine Zeit-

schrift und eine Tageszeitung in Wien herausgegeben, anfangs mit Glück, dann durch Wortbruch des Grafen Taaffe (der Einzelverfassungslizenz entzog) ruiniert. Reisen: sämtliche Gegenden Europas, ganz Nordafrika, Syrien, Kleinasien, Sibirien, Palästina, Arabien — im ganzen 160 000 Kilometer (welche auf viermalige Umrückung des Äquators ausreichen würden), darunter über 200 Seereisen auf 26 Meeren. Politische Thätigkeit: 1875 nach Montenegro, um gegen Türken zu kämpfen. Mißlungene Mission nach London behufs Anlehnungsaufnahme. Mit Fürst Nikita überworfen, der 1878 Aus-söhnungsverfuch macht und mir Ministerresidenten-Posten anträgt. Abgelehnt. (1876 ebenso Garibaldis Antrag, seine italienische Legion in der Herzegovina zu befehligen, abgelehnt.) 1880 als Bericht-erstatler zur albanesischen Liga, mit derselben Abschüttlung des Türkenjochs geplant, doch überworfen. 1882 als Bericht-erstatler nach Dalmatien, deshalb verhaftet, 55 Tage gefangen gehalten, zuletzt als unschuldig entlassen. Gleich darauf als Bericht-erstatler nach Aegypten, wo an Bombardement und Gefechten beteiligt. 1885 als Bericht-erstatler nach Bulgarien, wo ich Sitz und Stimme im Staats- und Kriegsrat hatte, ganzen Feldzug gegen Serbien mitmachte, wegen meiner Schilderung der Pikoter Gräuel mich mit den Bulgaren überwarf. 1886 bis 1887 der serbischen Gesandtschaft in Berlin, 1888 bis 1890 in Wien, in besonderer Mission attackiert. Sektionschef-Stelle im serbischen Ministerium des Äußern abgelehnt; (ebenso später Pourparlers wegen Uebernahme beson-deren Ministerportefeuilles). 1890 infolge Demunziation zweier Spighuben (deren einer dann Zuchthaus bekam) abermals verhaftet (wegen angeblicher Majestätsbeleidigung), aber schon nach 24 Tagen entlassen. Verheiratet: in glücklichster Ehe mit reizender Apothekers-tochter, einer Perle von Hausfran. (Ja, wahrer Apotheker, dieses meiner Erzeugnisse war gut und süß!). Porträt gleich „Beata“ aus 1878 stammend. Spiridon Gopcevic. — Wie man dieser famosen Selbst-biographie entnimmt, ist Herr Spiridon Gopcevic, alias „Leo Brenner“, in der That ein Tausendkünstler und ein ebenso bescheidener wie wahrheitsliebender, mit einem Wort, ein recht interessanter Mann. Und Frau Manora? Nun, Frau Manora ist niemand anders als das „gute und süße Apotheker-Erzeugnis“, wie der Shakespeare-feste Herr Gopcevic sich ebenso klassisch als geschmackvoll ausdrückt. Gleichzeitig des Schriftstellers Gopcevic Gattin und Hausfran und wiederum des betriebsamen „Direktors“ Brenner Brotgeberin und Götterin, erfreut also auch sie sich einer Doppelnatur. —

Kleines Feuilleton.

k. Eine Nacht von 1600 Stunden. Bei der Aufmerksamkeit, die gerade jetzt die Südpolarforschung allenthalben auf sich zieht, ist ein Bericht von besonderem Interesse, den Adrien de Gerlache, der Führer der im vorigen Jahre zurückgekehrten Südpolarexpedition der „Belgica“, in den letzten Nummern der „Illustration“ veröffentlicht hat. In einem fesselnden Abschnitt schildert der belgische Forscher eine „Nacht von 1600 Stunden“, die er im Südpolarreise verbracht hat: „Ein Bruchstück der Sonne erschien uns, dank der Strahlenbrechung, noch am 17. Mai. Dann begann eine Nacht von 1600 Stunden. In der Mitte des Tages hörte die Dunkelheit jedoch auf, eine vollständige zu sein. Anfangs gegen 9 Uhr und später, zur Zeit der Sommewende, gegen 10 Uhr hatten wir eine Art Morgenröte, einen fahlen Schein, dessen schwache Leuchtkraft sich kaum veränderte. Man fühlte, daß diese Morgenröte keinen Tag im Gefolge haben konnte; gegen 3 Uhr erlosch schon die letzte Dämmerung. Aber auch für diesen bleichen Schein war es noch nötig, daß die Atmosphäre völlig rein war. War der Himmel bedeckt, schneite es, so mußte man die Lampe auch für die Mittagsmahlzeit anzünden. In dem zerstreuten Licht, das in den wenigen Stunden herrschte, konnte man die Unebenheiten des Eises nicht untersuchen, das wie eine große einheitliche Ebene von schmutzigem Weiß erschien. Auf den Spaziergängen, zu denen wir uns aus Gesundheitsrückichten zwangen, passierte es uns, daß wir gegen die kleinen Eisberge liefen, die sich nicht durch Schatten verrieten. Man schätzte die Ent-fernungen und die Größe der Dinge außerordentlich schlecht. Eines Tages glaubte ich in einer Entfernung von etwa 100 Meter eine ziemlich große Kiste zu sehen. Ich war entfernt vom Schiffe und fragte mich, warum man sie dort hingetragen hatte; anherdem war Holz für uns zu kostbar, als daß wir es vergeuden konnten, ich wurde also ordentlich entriest und wandte mich hin . . . Kaum hatte ich drei Schritte gemacht, so stießen meine Eis an: es war ein kleines Stück Zeitung. Einige Tage darauf, es war noch zu Beginn der langen Winternacht, entstand plötzlich ein großer Lärm. Lautes Krachen des Eises in der Nähe der „Belgica“ kündigte eine starke Pression an. In der That klemmten sich die Eisblöcke auf und schoben sich übereinander. Das Schiff erzitterte, sein ganzes Rippenwerk vibrierte. Ich war jedoch nicht allzu sehr beunruhigt, so großes Vertrauen hatte ich zu der Solidität meines guten Schiffs. Und die „Belgica“ widerstand dieser harten Prüfung auch in bewundernswertcr Weise. Als es wieder ruhig wurde, stellten wir fest, daß sich nur das Vorderteil unsres Schiffs um einen Fuß gehoben hatte und das Wasserloch im Eise verstopft war, das wir wieder öffnen mußten. Wäre die „Belgica“ im Eise zerdrückt worden, so wäre unsre Lage eine schwieriger gewesen als für die Teilnehmer an arktischen Expeditionen im gleichen Fall, da die nächste gastliche Kiste von unsrem Eise außerordentlich viel weiter

eisenerat war; Feuerland liegt von der antarktischen Zone etwa ebenso entfernt wie Schottland von der arktischen. Wir waren jedoch vom Glück begünstigt. Das Eisfeld war festgeschloffen und so kräftig, daß es wirksamen Schuß bot und keine weitere Pession uns bedrohte. . . . Die Geschichte unserer Ueberwinterung enthält aber auch ein sehr trauriges Blatt. Am Sonntag, den 5. Juni, zu einer Zeit, wo in der Heimat die Leute jedenfalls an dem schönen Sommerlag aus der Stadt auf das Land hinausströmten, während bei uns eine kalte und finstere Nacht herrschte, in der Trostlosigkeit unsrer Eiswüste, erlitten der Tod an Bord der „Belgica“, um uns in unsern Kameraden Danco zu rauben. Seit drei Wochen war er erkrankt, eine Herzaffektion hatte ihn befallen. Er hatte auf seine magnetischen Beobachtungen verzichten müssen und lag ansgerückt auf dem Sofa. Quersicht hatte sein Zustand uns wenig Besorgnis eingestößt; aber der Arzt erkannte sehr bald, daß er nicht mehr zu retten war. Wir sahen ihn schnell dahinstrecken, ohne daß er sich glücklicherweise jedoch über seinen Zustand klar geworden wäre. Trotz aller Fürsorge entschlummerte er sanft, am 5. Juni, 5 1/2 Uhr abends. Wir alle beteiligten uns am übernächsten Tage an seinem Begräbnis. Ein großer Saal aus Gesteinwand diente ihm als Leichenstuhl; er wurde durch ein Loch, das wir in das Eis gemacht hatten, hinabgesenkt. Es war eine traurige Leichenfeier; ein scharfer und eisiger Wind wehte, und es machte große Mühe, das Loch zu bohren, durch das der Freund für immer verschwinden sollte. Auf einem Schlitten wurde die Leiche von vier Männern zu dem Ort der Bestattung gezogen. . . . Unser Leben gestaltete sich fortan noch düsterer. Es schien, als ob der Tod, der uns einen Besuch abgestattet, überall seine Spuren und verderblichen Keime hinterlassen hätte. Alle ohne Ausnahme befiel uns Mutharmut und eine tödliche Mattigkeit. Bei allen konstatierte der Arzt Entzündung der Schleimhäute und beschleunigten Puls. Nach der geringsten Anstrengung hatten wir oft 140 Pulsschläge, so schon nach einem einfachen Spaziergang von einer halben Stunde; mehrere von uns litten an Schwindelanfällen. Auch nur ein wenig andauernde geistige Arbeit war uns unmöglich geworden, und unser Schlaf wurde durch lange Zeiten der Schlaflosigkeit unterbrochen. Das war die Wirkung der beständigen Nacht, der deprimierenden Dunkelheit, der Abwesenheit des Sonnenlichts. Mit welcher Freude wurde daher das Wiedererscheinen der Sonne begrüßt! Am 21. Juli trat dieses Ereignis ein. Noch erhob sich die Sonne nicht über unseren Horizont, aber von der Höhe eines benachbarten Eisberges, den wir leicht bestiegen konnten, sahen wir sie. Bis zur Bräue der „Belgica“ kamen die Strahlen der Sonne herab und vergoldeten die dreifarbigte Flagge, die oben am Mast wehte. Am folgenden Tage wurde die Sonne für einige Minuten sichtbar. Von Tag zu Tag erhob sie sich mehr und blieb länger. Und mit ihr kam die Gesundheit zurück und die Hoffnung auf bessere Tage, in denen das Eisfeld wieder schiffbare Straßen bieten würde“ . . .

Hygienisches.

— Der Einfluss des Plättens (Wügelns) auf den Keimgehalt der Wäsche. Wäsche, die richtig gereinigt wird, soll nach dem Waschen noch in fließendem Wasser nachgespült werden. Fluß- und Bachwasser ist jedoch stets sehr mit Keimen verunreinigt. Am sich beim Waschen keimfrei geordnete Wäsche könnte also durch das Spülen wiederum eine Menge Keime aufnehmen; es fragt sich nun, inwieweit das Wügeln mit dem heißen Plätteln diese Keime wieder vernichtet. Diese Frage hat, wie die „Tägl. Rundschau“ berichtet, Prof. Gassly vom Hygienischen Institut der Universität Gießen durch einen früheren Assistenten Dr. Heinrich Wegner näher prüfen lassen. Dieser stellte durch Vorversuche zunächst fest, daß die Wügeltemperatur zwischen 150 und 250 Grad Celsius liegt. Leinwandstücke, die mit unreinem Flußwasser und mit Reinkulturen von verschiedenen Krankheitsregenern (Schwindsucht, Typhus, Cholera, Diphtherie, Eiter etc.) getränkt waren, wurden dann gebügelt und nach dem Wügeln mit Hilfe des Kulturverfahrens geprüft. Es stellte sich heraus, daß viele Keime, namentlich die als sehr zahlreich bekannten Milzbrandsporen durch das Wügeln, selbst bei der zulässigen Höchsttemperatur von 250 Gr. Celsius, nicht sicher abgetötet wurden. Dagegen waren sämtliche ausgewachsenen Keime (also keine Sporen) tot. War das Eisen aber nur gegen 150 Grad Celsius heiß, eine Hitze, wie sie in der Praxis unzweifelhaft auf einzelne Wäscheteile häufig nur einwirkt, so wurde der Erfolg unsicher oder gering. Auch Tuberkelbacillen wurden zwar bei einer Wügeltemperatur von 250 Grad Celsius abgetötet, bei einer solchen von 150 Grad Celsius erwießen sie sich aber nachher im Tierversuch noch lebensfähig, wenn auch in ihrer Giftigkeit deutlich abgeschwächt. Zu bemerken ist noch, daß in trocken gebügelter Wäsche die keimtötende Wirkung des Wügelns noch weniger sich geltend machte, als in feucht gebügelter, und daß ein Wügeln auf beiden Seiten der Leinwandstücke bessere Ergebnisse lieferte, als ein nur einseitiges Wügeln. —

Technisches.

te. Verbindung von Schienen durch Vergießen. Im Laufe der letzten Monate ist bei verschiedenen neuen Straßenbahnstrecken in Berlin ein von Amerika eingeführtes neues Verfahren zur Verbindung der einzelnen Schienen mit einander versucht worden, und allem Anschein nach wird sich das Verfahren als allen Ansprüchen genügend bewähren. Anstatt

der Verschraubung durch Läden, welche den Nachteil hat, sich mit der Zeit zu lockern, und dann das bekannte Anstoßen der Räder gegen den Schienenkopf zu verursachen, wird bei dem neuen Verfahren ein Wulst von Gußeisen um die einfach stumpf voreinanderstößenden Schienen-Enden herumgegossen. Zu diesem Zweck ist auf einem Wagen, der einer Lokomotive nicht unähnlich sieht, ein vollständiger Copulosefen mit Dampfmaschine und Gebläse installiert, welcher im Stande ist, in der Zeit von 1 bis 2 Stunden etwa 100 Verbindungen zu vergießen. Die Formen zur Herstellung des Wulstes sind zwei entprechende eiserne Läden, welche die Seiten und die Unterlanten der Schienen umfassen und nur den Kopf frei lassen, und welche während des Vergießens durch eiserne Klammern und Bänder auf den Schienen festgeklemmt werden. Die vollständige Dichtung wird noch durch gewöhnlichen Formsand hergestellt. Kurz nachdem der Eisenguß in derselben Weise wie in jeder Eisengießerei erfolgt ist, und sich das eingegossene Eisen bis auf Dunkelrotglut abgekühlt hat, werden die eisernen Formen entfernt und damit ist die Verbindung der Schienen-Enden in einer Festigkeit hergestellt, welche durch Verschraubung kaum zu erreichen ist. Die Verschraubung, welche man früher gegen eine so innige Verbindung der Schienen hegte, nämlich die, daß durch die verschiedene Längenausdehnung der Schienen bei Temperaturschwankungen sich ein Versetzen der ganzen Geleisanlagen ergeben würde, haben sich als übertrieben herausgestellt. Infolge der fast überall in kurzen Entfernungen auftretenden Kurven in der Geleisanlage ist ein seitliches Ausweichen der Schienen, welche die Längsveränderung derselben auf die einfachste Weise ausgleicht, fast überall genügend möglich, und auch bei längeren ganz geraden Strecken müssen wohl solche fast unmerkliche seitliche Ausbiegungen genügen, um die Differenz der Längenausdehnung auszugleichen. Man darf erwarten, daß das Verfahren, wenn es sich auf Straßenbahnen weiter bewähren wird, auch für die Verbindung der Schienen bei Vollbahnen versucht werden wird. —

Humoristisches.

— Poesie und Prosa. Schauspieler (seine Rolle studierend):

Die Schätze, all der Reichtum, den
Ihr prahlend zeigt —
Behaltet alles dies, für mich
Hat's keinen Reiz . . .

Seine Frau (zur Thür hereinrufend): „Marius, der Hausherr ist da, er will den Hauszins für die letzten drei Jahre.“
(„Zugend.“)

— Protest. Frischgebadener Schusterlehrling:
„Aber Frau Meester, Sie werden mir doch nicht schon in den Flitterwochen meiner Lehrzeit haueu wollen?“ —

Notizen.

— In der „Deutschen Gesellschaft für vollständige Naturkunde“ hält Prof. Fäkel am Freitag, den 20. ds., abends 8 Uhr, im Bürgeraal des Rathauses einen Vortrag „Ueber den Körperbau der Wirbeltiere“; ein Vortragsschluss über „Allgemeine Botanik“ wird am Dienstag, den 24. ds., im Hörsaal des „Botanischen Museums“ von Prof. Schumann eröffnet. —

— August Dugert hat sein Musikdrama „Kausika“ vollendet. Es wird wahrscheinlich im Dresdner Hoftheater seine Erstaufführung erleben. —

— Siegfried Wagner soll einen Stoff aus der Geschichte der französischen Revolution zu einem Musikdrama gewählt haben. —

— Im Karlsruher Hoftheater soll, wie das „Berl. Tagebl.“ berichtet, am 29. April eine Neueinstudierung von Goethes „Götz von Berlichingen“ in Scene geben, der zum erstenmal an stelle der auf den Bühnen gangbaren abgeschwächten Theaterbearbeitung von 1804 der alte klassische Götz von 1773, nach der ersten Druckausgabe dieses Jahres, zu Grunde liegen wird. —

— Die Zahl der katholischen politischen Zeitungen und kirchlich-politischen Zeitschriften ist im Deutschen Reich von 186 im Jahr 1880 auf 272 im Jahr 1890 und 419 im Jahr 1900, darunter die der wöchentlich sechs mal und öfter erscheinenden Mäpfer von 60 im Jahr 1880 auf 94 im Jahr 1890 und 171 im Jahr 1900 gestiegen. —

— Die internationale astronomische Gesellschaft wird ihre 18. ordentliche Versammlung in der Zeit vom 8. bis 11. August d. J. in Heidelberg abhalten. —

te. Die größte Lokomotive der Welt wird demnächst die Prookische Fabrik in Dursk, Nordamerika fertigtstellen. Es ist eine Güterzugmaschine, die einschließlich des Tendlers 20 Meter lang ist, und 3300 Centner wiegt. Sie wird auf ebener Strecke einen Kohlenzug von 100 Wagen mit einer Fahrgeschwindigkeit von 50 Kilometer in der Stunde ziehen können. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblatts erscheint am Sonntag, den 22. April.